

Tobias Freimüller

Frankfurt am Main – Intellektuelles Zentrum jüdischen Lebens in der Bundesrepublik

Neben München und West-Berlin war Frankfurt am Main das wichtigste Zentrum jüdischen Lebens in der alten Bundesrepublik und galt vielen als jüdischste Stadt Westdeutschlands¹ – nicht nur, weil die rund 5 000 Frankfurter Gemeindemitglieder etwa ein Sechstel der Gesamtzahl der Juden in der Bundesrepublik ausmachten. Einer breiteren Öffentlichkeit ist Frankfurt aber erst seit den Achtziger Jahren als Zentrum jüdischen Lebens präsent, denn in den ersten Nachkriegsjahrzehnten lebten die bekannten Vertreter der Juden in Deutschland (vor allem Karl Marx und Hendrik George van Dam, später Werner Nachmann und Heinz Galinski) nicht in Frankfurt, und auch der Zentralrat hatte seinen Sitz nicht am Main.

Wo Frankfurter jüdisches Leben in den Spalten überregionaler Zeitungen auftauchte, ging es nicht um institutionelle Vertretung und prägende Funktionäre, sondern eher um intellektuelle Debatten. Bereits in den Fünfziger Jahren entstand mit dem Institut für Sozialforschung unter Max Horkheimer und Theodor W. Adorno eines der wichtigsten intellektuellen Zentren der frühen Bundesrepublik in Frankfurt. Seit den späten Sechziger Jahren machte beispielsweise Daniel Cohn-Bendit, der Sohn des Justizars der jüdischen Gemeinde, Erich Cohn-Bendit, zwischen Frankfurt und Frankreich Furore. Im ‚Häuserkampf‘ im Frankfurter Westend wurden in den frühen Siebziger Jahren die antisemitischen Unter- und Zwischentöne debattiert, die in der Auseinandersetzung mit Immobilien-,Spekulanten‘ zu hören waren und die in der Fassbinder-Kontroverse 15 Jahre später wieder aufschienen.² Das vermeintliche ‚Coming Out‘ der jüdischen Gemeinschaft in den Achtziger Jahren ist somit auch vor

¹ Cilly Kugelmann: Frankfurter Nachkriegskarrieren. In: Fritz Backhaus/Raphael Gross/Michael Lenarz (Hg.): Ignatz Bubis. Ein jüdisches Leben in Deutschland. Frankfurt am Main 2007, S. 46–51, hier S. 46; vgl. auch: Presse- und Informationsamt der Stadt Frankfurt am Main (Hg.): Jüdisches Leben in Frankfurt am Main. Frankfurt am Main 1999.

² Zuletzt hierzu: Michael Lenarz: Ignatz Bubis und die Auseinandersetzungen um das Frankfurter Westend. In: Backhaus/Gross/Lenarz: Bubis (wie Anm. 1), S. 52–66.

dem Hintergrund einer spezifischen Konstellation jüdischen Lebens in Frankfurt zu verstehen, in der die zweite Generation von Juden in der Bundesrepublik sozialisiert wurde.

Die Geschichte der jüdischen Gemeinde Frankfurts zeigt wenig Auffälligkeiten: Sie verlief – wenn man angesichts der geringen Zahl vergleichbarer Großgemeinden überhaupt davon sprechen möchte – typisch.³ Auch in Frankfurt schien 1945 das jüdische Leben ausgelöscht: Von ehemals gut 26 000 lebten nach Ende des Zweiten Weltkriegs nur noch etwa 150 bis 200 Juden in der Stadt. Diese überlebenden deutschen Juden und Rückkehrer aus den Konzentrationslagern gründeten trotz aller Schwierigkeiten eine neue Gemeinde am Ort. Daneben existierte mit dem DP-Lager in Frankfurt-Zeilsheim im Sommer 1945 für die in die US-Zone strömenden Juden und mit dem Komitee der befreiten Juden in Frankfurt am Main de facto eine parallele Gemeindestruktur für die Juden aus Osteuropa. Gemeinde und Komitee fusionierten 1949, so dass sich eine für die Bundesrepublik typische, von osteuropäischen Juden dominierte, vorerst aber von deutschen Juden repräsentierte Großgemeinde entwickelte.

Die Attraktivität des Ortes Frankfurt für jüdische DPs aus Osteuropa beruhte zunächst auf seiner Lage in der amerikanischen Besatzungszone. Vor allem das Lager Zeilsheim bildete ein „exterritoriales Amerika“⁴, aber auch in der Stadt selbst sahen sich die Juden nicht nur mit den Deutschen konfrontiert, sondern mit einer massiven Präsenz der amerikanischen Besatzer. Als im September 1945 ein erster Gottesdienst in der provisorisch instandgesetzten Synagoge stattfand, nahmen daran dreimal so viele amerikanische Soldaten wie deutsche und osteuropäische Juden teil.⁵ Auch die internationalen Hilfsorgani-

³ Wer ein Haus baut, will bleiben. 50 Jahre Jüdische Gemeinde Frankfurt am Main. Anfänge und Gegenwart (Begleitbuch zur Ausstellung im Jüdischen Museum der Stadt Frankfurt am Main 10.12.1998–14.2.1999). Frankfurt am Main 1998; Roberto Fabian: Ein Erbe als Herausforderung. Die jüdische Gemeinde in Frankfurt am Main von 1945 bis heute. In: Otto R. Romberg/Susanne Urban-Fahr (Hg.): Juden in Deutschland nach 1945. Bürger oder „Mit“-Bürger. Frankfurt am Main 1999, S. 134–145. Zu der Entwicklung der Frankfurter Gemeinde in den ersten Nachkriegsjahren jetzt: Alon Tauber: Zwischen Kontinuität und Neuanfang. Die Entstehung der jüdischen Nachkriegsgemeinde in Frankfurt am Main 1945–1949. Wiesbaden 2008.

⁴ Cilly Kugelmann: Identität osteuropäischer Juden in der Bundesrepublik. In: Micha Brumlik u. a. (Hg.): Jüdisches Leben in Deutschland seit 1945. Frankfurt am Main 1988, S. 177–181, hier S. 178.

⁵ Tauber: Kontinuität (wie Anm. 3), S. 128.

sationen siedelten sich in Frankfurt an: Neben dem American Jewish Joint Distribution Committee (Joint), der United Restitution Organization und der International Restitution Successor Organization (IRSO) entsandten auch die Jewish Agency und 1950 auch der World Jewish Congress einen Vertreter an den Main. Die „close encounters“ zwischen Deutschen, Juden und Besatzern, die Atina Grossmann für die ersten Nachkriegsjahre – vor allem für Berlin – nachgezeichnet hat⁶, bestanden demnach auch in Frankfurt und existierten auch nach 1949 weiter, denn die amerikanische Präsenz in der Stadt wurde im Kalten Krieg dauerhaft etabliert. Frankfurt wurde zum Brückenkopf der Vereinigten Staaten von Amerika in Deutschland und entwickelte sich zur internationalsten und amerikanischen Stadt der Bundesrepublik.

Es war jedoch nicht allein die Präsenz der Amerikaner und der Hilfsorganisationen, welche Frankfurt zu einem bevorzugten Ort jüdischen Lebens machten. Auch aus der Stadt selbst war Ermutigendes zu vernehmen: Zur Jahreswende 1946/47 rief Oberbürgermeister Walter Kolb die aus Frankfurt emigrierten Juden zur Rückkehr auf und versicherte, „unser Bestes zu tun, dass Sie sich in der alten Heimat wohlfühlen werden“⁷. So naiv diese feierliche Versöhnungsgeste – die auf ein allenfalls geteiltes Echo traf – anmuten mag, so war sie doch eine der überaus seltenen öffentlichen Rückkehraufforderungen an die Juden, und als solch symbolischer Akt fügte sie sich ein in das Bild einer Stadt, die tatsächlich bestrebt war, Emigranten einen Wirkungsraum zu verschaffen.⁸ Dies bezeugt auch die Reetablierung des Instituts für Sozialforschung und die Berufung der drei jüdischen Universitätsrektoren Max Horkheimer, Oscar Ganz und Fritz Neumark zwischen 1951 und 1955.

Parallel zu dieser Entwicklung konnte sich in den Fünfziger Jahren die jüdische Gemeinde stabilisieren. So stellte die Stadt unbürokratisch einige der Gebäude zur Verfügung, die der Vorkriegsgemeinde gehört hatten. 1956 wurde eine Einigung mit

⁶ Atina Grossmann: *Jews, Germans, and Allies. Close encounters in occupied Germany*. Princeton u. a. 2007.

⁷ Zitiert nach: Oberbürgermeister Kolb zum Neuen Jahr. In: *Frankfurter Rundschau* vom 2.1.1947.

⁸ Vgl. zur Remigration nach Frankfurt: Monica Kingreen: *Zurück nach Frankfurt. Rückkehr aus dem Exil in die Stadt am Main*. In: Axel Schildt/Stefanie Schüler-Springorum/Irmela von der Lühe (Hg.): *„Auch in Deutschland waren wir nicht wirklich zu Hause“*. Jüdische Remigration nach 1945. Göttingen 2008, S. 121–143.



1 Eröffnung der
späteren Lichtigfeld-
Schule (1966);
in der Mitte
Rabbiner Lichtigfeld

der IRSO erzielt, im selben Jahr beschloss die Stadt die Rückerstattung von 14 Liegenschaften und die Niederschlagung aller Entschädigungsansprüche der Gemeinde gegen eine Zahlung von 3,2 Millionen Deutschen Mark.

Die Gemeinde konnte nun ihre Institutionen ausbauen: Viel Geld wurde dabei in ein Altersheim investiert, zudem konnten 1958 ein Jugendzentrum und 1966 eine Grundschule eröffnet werden. Diese Einrichtungen machten Frankfurt für jüdische Rückkehrer erneut attraktiver – auch für solche, die nach 1945 zunächst nach Israel oder in die USA gegangen waren: Zwischen 1956 und 1959 verdoppelte sich die Zahl der Gemeindemitglieder nahezu auf 2 566⁹. Gleichzeitig wanderten im selben Zeitraum aber auch fast 14 Prozent der Gemeindemitglieder aus, der höchste Prozentsatz unter den jüdischen Großgemeinden. Die relativ hohe Fluktuation in der jüdischen Bevölkerung weist darauf hin, dass Frankfurt von Zu- und Rückwanderern (mehr als etwa München, das vor allem von DPs geprägt wurde, die dort gestrandet waren) bewusst als Ziel gewählt wurde und als Ort jüdischen Lebens in diesem Sinne neu geschaffen wurde.¹⁰

⁹ Harry Maor: Über den Wiederaufbau der jüdischen Gemeinden in Deutschland seit 1945. (Diss., unveröffentlicht) Mainz 1961, S. 256.

¹⁰ Dan Diner: 1968 – Club Voltaire. Vortrag im Rahmen der Ringvorlesung „Jüdische Erinnerungsorte in Frankfurt am Main – Juden in der Frankfurter Stadtgeschichte“, Johann Wolfgang Goethe-Universität, 11. Juni 2008.

Viele der Juden, die nach 1956 in die Bundesrepublik kamen beziehungsweise zurückkehrten, taten dies unter anderem mit dem Ziel, ihren Lebensabend hier zu verbringen und ihre Wiedergutmachungsverfahren zu betreiben; sie kamen auch, weil das Bundesentschädigungsgesetz seit 1956 6 000 DM Soforthilfe versprach oder weil sie im Ausland nicht hatten Fuß fassen können. Doch Frankfurt bot auch denjenigen vergleichsweise bessere Ausgangsbedingungen, die sich eine neue wirtschaftliche Existenz aufbauen wollten oder mussten. Durch die Ansiedlung der Bank deutscher Länder, die Rekonstituierung der Großbanken nach 1956 und die Ansiedlung der Bundesbank 1957 entwickelte sich die Metropole in kurzer Zeit zur Bankstadt. Aus Leipzig übersiedelte quasi geschlossen der Pelzwarenhandel, und der Erfolg der Messen am Verkehrsdrehkreuz Frankfurt war von Beginn an immens. Bereits 1952 kamen fast die Hälfte der Aussteller aus dem Ausland, und Frankfurt wurde – nach den Hafenstädten Hamburg und Bremen – zum drittgrößten Außenhandelszentrum der Bundesrepublik.¹¹

Juden spielten in diesem Frankfurter Wirtschaftswunder zwar keine prominente Rolle und erst recht gelang keine Anknüpfung an das jüdische Wirtschaftsleben der Vorkriegszeit, aber die Juden im Nachkriegs-Frankfurt konnten Chancen ergreifen, welche die stürmische Wirtschaftsentwicklung bot und für die wiederum nicht zuletzt die Besatzer ursächlich waren: Mitte der Fünfziger Jahre machten beispielsweise amerikanische Aufträge zwei Drittel des Auftragsvolumens der Baufirma Holzmann aus, und die US-Streitkräfte gaben in Frankfurt pro Monat 20 bis 25 Millionen DM aus.¹²

Seit Kriegsende hatte im Umkreis der US-Stützpunkte und im Bahnhofsviertel beispielsweise der Betrieb von Bars und Vergnügungslokalen eine Verdienstmöglichkeit eröffnet, nicht zuletzt für solche Juden aus Osteuropa, denen mangelnde deutsche Sprachkenntnisse den Zugang zu ihrem erlernten Beruf erschwerten.¹³ Bald konnten sich viele Frankfurter Juden aber auch im Handel, vor allem im Textilgewerbe, etablieren.¹⁴

¹¹ Werner Bendix: Die Hauptstadt des Wirtschaftswunders. Frankfurt am Main 1945–1956. Studien zur Frankfurter Geschichte, Band 49. Frankfurt am Main 2002, S. 288 und S. 307.

¹² Ebd., S. 82.

¹³ Anthony D. Kauders: Unmögliche Heimat. Eine deutsch-jüdische Geschichte der Bundesrepublik. München 2007, S. 74.

¹⁴ Kugelmann: Frankfurter Nachkriegskarrieren (wie Anm. 1), S. 49.

Wie Ignatz Bubis, der 1956 nach Frankfurt kam und in den Edelmetall- und Schmuckhandel sowie wenig später in den Handel mit Gebäuden und Grundstücken einstieg, engagierten sich Juden auch stark im Immobiliensektor. Cilly Kugelmann führt dies auf die spezifische Frankfurter Situation zurück: Wo die Banken ohne große Sicherheiten Kredite zum Ankauf von Grundstücken vergaben, welche die Stadt für ihre ausgreifenden Pläne zur Innenstadterweiterung benötigte, brauchte es „Akteure, die schnell handelten, keine Bindungen an die historisch gewachsene Umgebung hatten und ein hohes Risiko einzugehen bereit waren“¹⁵.

Zu den spezifischen Bedingungen jüdischen Lebens in Frankfurt zählte schließlich auch das intellektuelle Klima der Stadt. Jahrzehntlang regierte in Frankfurt und Hessen die – insbesondere in ihrer südhessischen Ausprägung dezidiert links stehende – SPD, der Hessen als Modellprojekt moderner Sozialdemokratie galt. Frankfurt war das Zentrum dieses politischen Gegenbildes zur Adenauer-Republik und wurde zu einem Ort der politischen Linken, der Kritik und der Opposition, der Gewerkschaften. Hier wirkte Generalstaatsanwalt Fritz Bauer als unermüdlicher Streiter für die juristische Aufarbeitung der nationalsozialistischen Verbrechen, hier bildete das Institut für Sozialforschung einen intellektuellen Anziehungspunkt, hier siedelte sich mit dem späteren Sigmund-Freud-Institut auch die Schule der Psychoanalyse wieder an.

Anthony Kauders, der die jüdische Gemeinschaft in der Bundesrepublik als „antiintellektuelle Gemeinschaft“¹⁶ bezeichnet hat, richtet seinen Blick vor allem auf die jüdischen Gemeinden, ihre Institutionen und Funktionäre. Für ihn lassen sich Personen wie Max Horkheimer oder Marcel Reich-Ranicki „nicht so ohne weiteres in eine jüdische Geschichte einbetten“, denn sie „bekanntensich immer zu ihrer jüdischen Herkunft, beide mischten sich auch hin und wieder ein, beide waren jedoch nur selten dazu bereit, sich als Teil eines jüdischen Kollektivs zu betrachten, in dem hauptsächlich Funktionäre das Sagen hatten“¹⁷. Tatsächlich ist eine erhebliche Kluft zwischen den jüdischen Intellektuellen in der Bundesrepublik, den Funktionären in den jüdischen Gemeinden und den Gemeindemitgliedern zu konstatieren. Dennoch ist das Wirken

¹⁵ Ebd., S. 51.

¹⁶ Kauders: Heimat (wie Anm. 13), S. 14.

¹⁷ Ebd., S. 12 f.

prominenter Remigranten nicht von der jüdischen Nachkriegsgeschichte zu trennen.

Rückkehrer wie Ernst Fraenkel, Ossip K. Flechtheim, Hans-Joachim Schoeps, Fritz Bauer und viele andere prägten die Geschichte der Bundesrepublik – auch wenn sie zweifellos mehr in die deutsche Mehrheitsgesellschaft hineinwirkten als in die jüdischen Gemeinden, auch wenn ihr Engagement (wie Kauders für Peter Zadek anmerkt) „jüdische Belange nur gelegentlich streifte“¹⁸.

Vor allem Berlin und Frankfurt wurden zu Wirkungsräumen jüdischer Remigranten, die beiden Städte, die zu den Zentren der Revolte von 1968 wurden. Die zweite Generation von Juden in der Bundesrepublik, so hat Dan Diner betont, wuchs in einem Umfeld auf, in dem es mehr jüdisches Leben gab als das durch die Gemeinde organisierte. In Frankfurt gab es „Anwälte, Intellektuelle, Journalisten, Politiker, die sich auf der großen Drehscheibe Frankfurt angesiedelt haben, als Juden“, und schon die Kinder konnten im Jugendzentrum, in der zionistischen Bewegung oder auf Ferienfahrten mit den unterschiedlichsten jüdischen Milieus in Kontakt kommen.¹⁹

Während sich die Frankfurter jüdische Gemeinde nicht selten vom Zentralrat unberücksichtigt, uninformiert und ungenügend repräsentiert sah und dessen Beziehungen zu den internationalen jüdischen Organisationen ebenfalls zeitweise gespannt waren, führten zahlreiche Gesprächsfäden von den internationalen Organisationen in jenes intellektuelle Umfeld, das seinerseits wenig Berührung mit den Gemeinden und ihren Funktionären hatte. Das American Jewish Committee beispielsweise korrespondierte statt mit dem Zentralrat lieber mit Regierungsstellen in Bonn oder mit Einzelpersonen wie Jakob Altmaier oder Max Horkheimer. Wollte man in New York Näheres über die Welle antisemitischer Vorfälle um die Jahreswende 1959/60 in Erfahrung bringen, so wandte man sich nach Frankfurt, und das Institut für Sozialforschung führte eine „quick pilot study“ über Antisemitismus durch. Und während Max Horkheimer wenig Gelegenheit fand, mit der jüdischen Gemeinde Frankfurt in Verbindung zu treten, so stand er mit dem American Jewish Committee in stetem Kontakt, lieferte

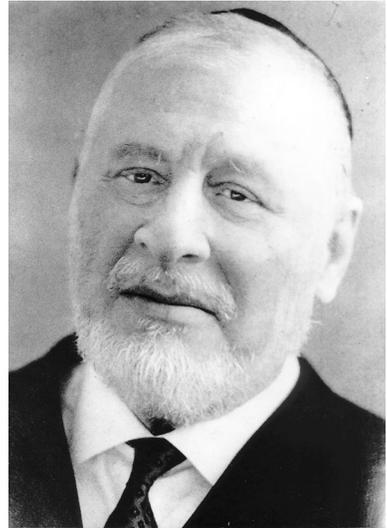
¹⁸ Ebd., S. 14.

¹⁹ Dan Diner: Man hat mit der Sache eigentlich nichts mehr zu tun. In: Richard Chaim Schneider: Wir sind da! Die Geschichte der Juden in Deutschland von 1945 bis heute. Berlin 2000, S. 233–252, hier S. 244 f.

unermüdlich Einschätzungen der Lage in Deutschland und organisierte schließlich in die Sechziger Jahren jene Study Trips in die USA, auf denen Gruppen bundesdeutscher ‚Multiplikatoren‘ aus der Flakhelfergeneration nicht nur Amerika, sondern vor allem die Demokratie und die dazu notwendigen Lehr- und Erziehungsmethoden kennenlernen sollten.²⁰

Das Leben der Gemeindemitglieder wurde von internationalen Verflechtungen dieser Art freilich kaum berührt. Insbesondere die Älteren unter ihnen blieben auf soziale Fürsorge und Betreuung angewiesen; die Integration von deutschen Juden und ehemaligen DPs blieb schwierig – wenn auch die Grenzen zwischen den beiden Gruppen de facto verschwammen, wie die Beispiele Ignatz Bubis und Isaak Emil Lichtigfeld zeigen. Lichtigfeld, aus Galizien stammend, aber in Deutschland aufgewachsen, war seit 1954 in Frankfurt Gemeinderabbiner. Als hessischer Landesrabbiner wirkte er zugleich weit über Frankfurt hinaus und wurde als bald zu einer national wie international geachteten Persönlichkeit und religiösen Instanz.²¹ Vor Ort aber erwies sich die Neubelebung des religiösen Lebens als schwierig, Interesse und Teilnahme der Mitglieder am Gemeindeleben blieben auf deprimierend niedrigem Niveau. Als im Deutschlandfunk zweimal monatlich eine Ansprache Lichtigfelds gesendet wurde, erhielt der Sender zwar viele Zuschriften, aber, so stellte man 1965 irritiert fest, „merkwürdigerweise ausschließlich von nicht-jüdischen Hörern. Die Zuschriften waren ausnahmslos positiv.“²²

Das Desinteresse am Gemeindeleben führte ein Korrespondent der New York Post, der 1961 in einer Artikelserie über Juden in Westdeutschland berichtete, unter anderem auf deren fehlende Verwurzelung zurück. Ein intellektuelles und sozia-



2 Rabbiner
Isaak Emil Lichtigfeld

²⁰ Alfons Kenkmann: Study-Trips. Ein transatlantisches Bildungsprojekt. In: Monika Boll/Raphael Gross (Hg.): Die Frankfurter Schule und Frankfurt. Eine Rückkehr nach Deutschland. Göttingen 2009, S. 70–77.

²¹ Julius Carlebach/Andreas Brämer: Continuity or New Beginning? Isaac Emil Lichtigfeld, Rabbi in Frankfurt am Main und Hessen, 1954–1967. In: Year Book of the Leo Baeck Institute 42 (1997), S. 275–302.

²² Bericht Dr. Pick an Zentralrat, 1965. Zentralarchiv zur Erforschung der Geschichte der Juden in Deutschland, Heidelberg (ZA), B.1/13, 1963 (Zentralrat, Korrespondenz 1961–1966).

les jüdisches Leben in Deutschland gebe es kaum, berichtete er; es erschöpfe sich in gegenseitigen Besuchen, bei denen man von den Kindern im Ausland erzähle. Kein Jude empfinde Deutschland als seine Heimat, stets würden Fotos gezeigt von der Tochter in San Francisco oder dem Sohn in Kanada: „Even Jewish officials of the organized community have caught themselves referring to your Finance Minister, and your parliament in public speeches.“²³ Für viele Juden sei die amerikanische Präsenz nach wie vor die wichtigste Rückversicherung.

Die Fremdheit und Reserviertheit, die viele Juden gegenüber der eigenen Gemeinde und der Bundesrepublik empfanden und zeigten, lassen sich in diesem Sinne auch als Kehrseite jener ganz selbstverständlich praktizierten Internationalität verstehen, die den Immobilienhändler Bubis, den Professor Horkheimer und die Bewohner des gemeindeeigenen Altersheims verband.²⁴ Für Letztere, so berichtete der langjährige Leiter des Altersheims, Alfred Jachmann, bestand sozialer Kontakt nicht zuletzt aus Luftpostbriefen.²⁵ Weder lässt sich der jüdischen Bevölkerung in der frühen Bundesrepublik ein gleichsam natürliches Interesse an deren Demokratisierung und Liberalisierung unterstellen noch war von ihnen zu erwarten, dass sie sich in einer Art stellvertretenden Erinnerens der lokalen Tradition ihrer Gemeinde annahmen. Wo dies seit den frühen Sechziger Jahren in Frankfurt geschah, kamen die Anstöße von außen: Die Gründung der „Kommission zur Erforschung der Geschichte der Frankfurter Juden“ 1961 ging auf eine Anregung aus dem Londoner Kreis des ehemaligen Frankfurter Rabbiners Salzberger zurück – und der gleichzeitig unternommene erneute Versuch, mit emigrierten Frankfurtern Kontakt aufzunehmen, war eine Initiative der Stadt (wie auch später die seit den frühen Achtziger Jahren durchgeführten Besuchsprogramme, in deren Rahmen ehemalige Frankfurter für einige Tage eingeladen wurden und werden).

Als Identität ersatz²⁶ fungierte für die Generation der Überlebenden der Staat Israel. Je weniger man sich tatsächlich mit

²³ Harry Golden: The Jews in Germany 1961. In: New York Post vom 14.6.1961.

²⁴ Vgl. Michael Brenner: Nach dem Holocaust. Juden in Deutschland 1945–1950. München 1995, S. 198.

²⁵ Alfred Jachmann: Die Entwicklung der Altenpflege in Frankfurt am Main. In: 50 Jahre (wie Anm. 3), S. 152–155, hier S. 154.

²⁶ Dan Diner: Negative Symbiose. Deutsche und Juden nach Auschwitz. In: Brumlik u. a.: Leben (wie Anm. 4), S. 243–257, hier S. 283.

Auswanderungsgedanken trug, desto mehr versicherte man sich und der Welt der unbedingten moralischen und finanziellen Solidarität mit Israel. Die Paradoxie, die darin lag, ließ sich für die jüngere Generation kaum überbrücken. Für viele Jugendliche und junge Erwachsene blieb nicht nur die Bundesrepublik fremd, sondern auch das Identitätsangebot Israel trotz intensiver Jugendarbeit formelhaft. Wer zeitweise nach Israel ging, kehrte – wie Cilly Kugelman oder Micha Brumlik – nicht selten desillusioniert zurück.

Das Bedürfnis nach Selbstverortung der zweiten Generation artikulierte sich vor allem in Frankfurt. Hier lässt sich über Auseinandersetzungen um eine kritische Jugendzeitschrift in der Gemeinde um 1966 und den Einzug einiger junger Delegierter in den Gemeinderat 1971, über das Engagement im ‚Sozialistischen Büro‘ und für die Zeitschrift *links* bis zu der so genannten Frankfurter ‚Jüdischen Gruppe‘ der Weg von Dan Diner, Micha Brumlik, Cilly Kugelman und anderen verfolgen.²⁷

Zeitweise ließ sich über die gemeinsame Distanz zur Bundesrepublik und zu ihrer lange Zeit nur schleppend ‚aufgearbeiteten‘ NS-Vergangenheit eine Brücke zu nichtjüdischen Gleichaltrigen bauen, doch der gemeinsame Boden auf dem Feld der politischen Linken erwies sich schon bald als schwankend, denn den Schwenk der Protestbewegung von der Solidarität mit Israel an die Seite des palästinensischen Befreiungskampfes konnten die Juden der zweiten Generation begreiflicherweise nicht mitvollziehen.²⁸ Die 1980 entstandene ‚Jüdische Gruppe‘, ein sich als ‚Selbsterfahrungsgruppe‘ verstehender Gesprächskreis²⁹, war ein Ergebnis dieser neuerlichen Fremdheitserfahrung.³⁰ Micha Brumlik erinnert die dort immer wieder diskutierten Themen: „Das Verhältnis deutscher und jüdischer Linker, unser Selbstverständnis im Verhältnis zu unseren Eltern

²⁷ Vgl.: Micha Brumlik: Kein Weg als Deutscher und Jude. Eine bundesrepublikanische Erfahrung. München 2000.

²⁸ Sabine Demm: Die Studentenbewegung von 1968 in Frankfurt am Main. Eine Chronologie. In: Archiv für Frankfurts Geschichte und Kunst 67 (2001), S. 161–247; Diner: Sache (wie Anm. 19).

²⁹ Shila Khasani: Oppositionelle Bewegung oder Selbsterfahrungsgruppe? In: Susanne Schönborn (Hg.): Zwischen Erinnerung und Neubeginn. Zur deutsch-jüdischen Geschichte nach 1945. München 2006, S. 160–177, S. 165.

³⁰ Vgl. auch: Henryk Broder/Michael Lang (Hg.): Fremd im eigenen Land. Frankfurt am Main 1979; Peter Sichrovsky: Wir wissen nicht, was morgen wird, wir wissen wohl, was gestern war. Junge Juden in Deutschland und Österreich. Köln 1985.



3 Demonstration
Börneplatz

und ihrem Entschluss, uns in Deutschland aufzuziehen bzw. ihre Fähigkeit oder Unfähigkeit, uns ihre Erfahrungen in der Verfolgung mitzuteilen. Nicht zuletzt aber setzten wir uns immer wieder mit dem Staat Israel und seiner Palästinenser-Politik auseinander, zu der wir in strikter Opposition standen.³¹

Insbesondere die scharfe Kritik an Israel, die vor allem während des Libanon-Krieges 1982 geäußert wurde, führte in der Jüdischen Gemeinde Frankfurt zu einem „Sturm der Empörung“³². Aber auch die Kritik an verkrusteten, wenig transparenten Strukturen in der Gemeindeführung forderte die Elterngeneration heraus – zumal die Jüngeren die lange bestimmende Tendenz zur Unauffälligkeit und affirmativen Zurückhaltung kritisierten, mit der sich das jüdische Establishment in der Bundesrepublik eingerichtet zu haben schien. Diese (auf Bundesebene prominent durch Werner Nachmann verkörperte) Haltung schien umso weniger tolerierbar, als die Debatte um die NS-Vergangenheit bereits wieder zurückgedrängt zu werden drohte, obwohl man eigentlich erst seit der Ausstrahlung des TV-Mehrteilers *Holocaust* 1979 den Kern, die Vernichtung der europäischen Juden, zu thematisieren begonnen hatte. So zumindest ließ sich manche geschichtspolitische Kontroverse der Achtziger Jahre lesen: Eine neue Form der Musealisierung der Vergangenheit und demonstrative, politische Versöhnungsgesten schienen einherzugehen mit Versuchen, die NS-Vergangenheit in einer insgesamt positiv konnotierten deutschen Nationalgeschichte aufgehen zu lassen. Der umstrittene Besuch Ronald Reagans in Bitburg und der ‚Historikerstreit‘ bildeten diese Pole genau ab.

Nach 1986 zerfiel die Frankfurter ‚Jüdische Gruppe‘. Die durch sie angebahnte Einmischung der jüdischen Gemeinschaft in die politischen Belange der Bundesrepublik fand jedoch ihre Fortsetzung beispielsweise in den Konflikten um die

³¹ Brumlik: Weg (wie Anm. 27), S. 141.

³² Ebd., S. 143.

Aufführung von Rainer Werner Fassbinders Theaterstück *Der Müll, die Stadt und der Tod* oder um einen Neubau der Stadtwerke am Börneplatz, welcher die – im Zuge dieses Bauprojekts erst wieder zutage getretenen – archäologischen Reste der alten Judengasse zu vernichten drohte.³³ Die jahrzehntelang praktizierte Ruhe und Zurückhaltung der jüdischen Gemein-

schaft und ihre weitgehende öffentliche Unsichtbarkeit fanden in Frankfurt gleichsam stellvertretend für die Gemeinden in der Bundesrepublik ihr Ende. Überdies traten mit Ignatz Bubis, Michel Friedman und Salomon Korn seit den Achtziger Jahren Vertreter an die Spitze der Gemeinde, die der jüdischen Gemeinschaft der Bundesrepublik ein neues Gesicht gaben. Fast gleichzeitig wurde 1986 das neue Gemeindezentrum eröffnet, bei dessen Eröffnung Salomon Korn den Satz sprach: „Wer ein Haus baut, will bleiben“³⁴. Dass es die Stadt Frankfurt war, in der diese Entwicklung ihr Zentrum – und ihre Vorgeschichte – hatte, verweist auf die Bedeutung der Stadt als intellektuelles Zentrum jüdischen Lebens in der alten Bundesrepublik. Zwei Jahre später eröffnete das Jüdische Museum Frankfurt.³⁵ Wer bleiben will, versichert sich der (jüdischen) Geschichte seines Ortes.



4 Demonstration gegen die Aufführung des Fassbinder-Stücks *Der Müll, die Stadt und der Tod*, 31. Oktober 1985

BILDNACHWEIS
Abb. 1 bis 3: Jüdisches Museum Frankfurt am Main.
Abb. 4: Klaus Meier-Ude.

³³ Dieter Bartetzko: Der Frankfurter Börneplatzskandal. In: Backhaus/Gross/Lenarz: Bubis (wie Anm. 1), S. 88–91; Michael Best (Hg.): Der Frankfurter Börneplatz. Zur Archäologie eines politischen Konflikts. Frankfurt am Main 1988; Georg Heuberger (Hg.): Stationen des Vergessens. Der Börneplatz-Konflikt. Frankfurt am Main 1992.

³⁴ Vgl. Wer ein Haus baut, will bleiben. 50 Jahre Jüdische Gemeinde Frankfurt am Main. Anfänge und Gegenwart (Begleitbuch anlässlich der gleichnamigen Ausstellung im Jüdischen Museum der Stadt Frankfurt am Main), Frankfurt am Main 1998.

³⁵ Georg Heuberger: Traditionsreicher Neubeginn. Das Jüdische Museum in Frankfurt am Main. In: Jüdischer Almanach des Leo-Baeck-Instituts 1997, Frankfurt am Main 1996, S. 9–26.